

*COMPASS-Infodienst
für christlich-jüdische und deutsch-israelische
Tagesthemen im Web*

www.compass-infodienst.de



ONLINE-EXTRA Nr. 146

Juli 2011

"SCHREIBEN, WAS WAHR IST"

**Der Schriftsteller György Dalos über seine jüdische Herkunft, die
Situation in Ungarn und Gorbatschows Verhältnis zu den Juden**

Martin Jehle / Moritz Reininghaus

.....
© 2011 Copyright Jüdische Zeitung
online exklusiv für ONLINE-EXTRA
www.compass-infodienst.de
.....

*Nachfolgendes Interview erschien in gedruckter Form
in der Jüdischen Zeitung, Nr. 64, Juni 2011.*

© 2011 Copyright bei Jüdische Zeitung
online exklusiv für ONLINE-EXTRA
www.compass-infodienst.de

Martin Jehle / Moritz Reininghaus

"Schreiben, was wahr ist"

**Der Schriftsteller György Dalos über seine jüdische Herkunft, die
Situation in Ungarn und Gorbatschows Verhältnis zu den Juden**

Herr Dalos, in den 80er Jahren emigrierten Sie über Wien nach Deutschland und lebten dann im damaligen West-Berlin. Haben Sie nach dem Fall des «Eisernen Vorhangs» jemals erwogen, nach Ungarn zurückzukehren?

Als ich 1987 nach Wien ging, war dies keine Emigration; es war zu dieser Zeit noch nicht einmal illegal – und ich wollte für ein Jahr bleiben. Dann stellte sich im Januar 1988 heraus, dass jeder Ungar frei herumreisen kann. Als die «Wende» begann, spürte ich immer weniger den Politiker in mir. Für mich bedeutete der politische Umbruch vor allem die Möglichkeit, als Schriftsteller wirken zu können. Und in Ungarn hatte ich 19 Jahre lang kein Buch veröffentlichen können und stand deshalb weitgehend an der Peripherie. Im Westen hatte ich mehr Bücher veröffentlicht als in Ungarn. Deshalb entschied ich mich dafür, in Wien zu bleiben. So bin ich im Westen geblieben. 1995 habe ich dann die Leitung des Ungarischen Kulturinstituts in Berlin übernommen. Seitdem bin ich in Berlin.

Berlin ist also einfach der bessere Standort für Ihre berufliche Tätigkeit – und keine bewusste Abgrenzung von Ihrem Vaterland?

Nein, ich war in viel schlimmeren Jahren in Ungarn, ausschlaggebend war eher die berufliche Perspektive. Ich habe eine deutschsprachige Leserschaft und außerdem muss auch gesagt werden, dass ich im heutigen Ungarn große soziale Probleme hätte, weil ich als Rentner von 200 Euro leben müsste. Um in einer solchen Unsicherheit zu leben, bin ich zu alt.

Welche Rolle spielte Ihre jüdische Herkunft und Religion während Ihrer Zeit in Ungarn?

Nach der offiziellen Statistik gibt es in Ungarn noch etwa 5.000 Überlebende, die noch während des Holocaust geboren sind und heute noch leben. Ich gehöre dazu. Weil meine Mutter ständig krank war, wurde ich in jüdischen Kinderanstalten erzogen. Meine Kindheit verbrachte ich deshalb bis zu meinem zwölften Lebensjahr in jüdischen Kinderheimen. Dort genoss ich eine jüdisch-religiöse Erziehung. Ich konnte zum Beispiel sehr gut Hebräisch lesen. Das habe ich leider verlernt. Gleichzeitig ging ich jedoch auch in eine staatliche Schule, die kommunistisch geprägt war.

Sie erwähnten Ihre Mutter. Und ihr Vater?

Mein Vater ist 1945 an den Folgen der Zwangsarbeit gestorben. Er war lungenkrank, was damals keine Seltenheit in Ungarn war. Meine Mutter arbeitete als Pförtnerin, meine Großmutter war Hilfsarbeiterin in einer Handwerker-genossenschaft. Wir gehören nicht zu den oberen Zehntausend.

Damit befanden Sie sich genau in der Situation, die Sie in ihrem Roman «Der Gottsucher» beschreiben. Der Protagonist wird von einem Erzieher zur Religion erzogen, ein anderer will ihn zum sozialistischen Menschen machen. Im Roman macht der Protagonist am Ende seinen Frieden mit Gott. Wie haben Sie selbst sich in diesem Spannungsverhältnis entwickelt?

«Der Gottsucher» handelt von einem jüdischen Jungen, der unter zwei Einflüssen steht: Einem kommunistischen Schulleiter und einem katholischen Lehrer. Er sucht Gott, doch er findet ihn nicht – und tritt deshalb dem kommunistischen Jugendverband bei. Alle meine Helden tragen autobiographische Züge, aber ich habe natürlich diese Schicksale auf viele Figuren aufgeteilt. Einer ist 1943 geboren, wie ich, einer ist 1944 und einer 1945 geboren. Das sind drei verschiedene Kategorien. Das spiegelt natürlich auch wider, wie man etwas selbst erlebt hat und wie man darauf reagierte. Das Problem in allen diesen Büchern ist immer, die Wahlmöglichkeit der 50er Jahre: Es gab Judentum, Christentum, Ungartum und Kommunismus. Und meine Helden leben in einem Trauma zwischen diesen Identitäten.

Alle Juden in den sozialistischen Ländern Osteuropas standen vor der Entscheidung, «Rückwärts» ins Judentum oder «vorwärts» in den Sozialismus zu gehen.

Ja, das war so. Das Problem bei dieser Generation, wie auch bei mir, war, dass man sagen konnte: Ich bin ein Überlebender des Holocaust, aber ich habe diese Geschichte nicht bewusst erlebt, ich habe sie sozusagen mit ins «Gepäck» bekommen. Für die frühere Generation, besonders die Kleinbürger, die nicht politisch Engagierten, die nicht intellektuellen, war das ein absolut elementares Erlebnis. Doch ihre Kinder haben das nicht bewusst erlebt und mitbekommen, ganz besonders, wenn ihre Eltern hohe politische Funktionäre waren. Viele

Kommunisten wollten ihr Judentum nicht wahrhaben. Sie haben es manchmal erst 40 Jahre später, nach der «Wende», entdeckt.

Wie würden Sie Ihr heutiges Verhältnis zum Judentum beschreiben?

Das ist etwas, das mir eigen ist: Ich bin Jude. Ich hatte nie Zweifel daran, nie wollte ich dieses Judentum ablegen. Ich habe in meiner Jugend sehr viele Dummheiten gedacht und gesagt, aber dieses Problem hatte ich nie.

Wie äußert sich das hier in Berlin, ganz praktisch? Sind Sie Mitglied der Jüdischen Gemeinde, gehen Sie in die Synagoge, haben Sie ein jüdisches Umfeld?

Ich habe viele jüdische Freunde. Ab und zu gehe ich in den Jüdischen Kulturverein, aber ich bin kein religiöser, kein praktizierender, kein konfessioneller Jude. Aber ich halte die Werte des Judentums hoch. Und ich habe auch in Ungarn sehr viele jüdische Freunde. Ich interessiere mich sehr für das Judentum. Wenn ich mit meiner Lebensgefährtin an einer beliebigen Ecke der Welt bin, suche ich die Synagogen, zum Beispiel unser geliebtes Melilla, diese spanische Enklave, wo es Dutzende Synagogen gibt. Das ist eine Art Insel, von der Isabella die Juden nicht vertrieben hatte, eine autonome spanische Stadt, in dessen Wappen ein Davidstern, ein Kreuz und ein Halbmond abgebildet sind.

Sind Sie auch gelegentlich in Israel? Wie gestaltet sich Ihr Verhältnis zum Staat Israel?

Ich war mehrmals dort, das erste Mal 1985 – und ein Buch von mir ist auch in Israel erschienen. Ich habe aber keine Verwandten dort. Gut finde ich an Israel, dass es überhaupt vorhanden ist. Ich identifiziere mich mit Israel, mit diesem Projekt, mit diesem Staat. Ich identifiziere mich aber nicht unbedingt mit jeder Regierung und jeder Politik dort. Ich verliere nicht meine Kritik. Ich bin ja auch Ungar und das bedeutet auch nicht, dass ich jede ungarische Regierung auf mich nehme. Welche Staatsbürgerschaft haben Sie? Die ungarische und die österreichische.

Hatten Sie mal den Gedanken, nach Israel einzuwandern?

Nur als Kind. Aber umso mehr ich mit der ungarischen Literatur zu tun hatte, desto weniger fand ich die Perspektive reizvoll, in einem fremden Land zu leben, dessen Sprache ich nicht spreche. Ich glaubte nicht, noch auf einem solchen Niveau Hebräisch lernen zu können, das zum Schreiben reicht.

Ihr Buch «Die Beschneidung» aus dem Jahr 1990 wurde auch in Israel veröffentlicht. Wie kam es dazu und wie war die Resonanz?

Die Veröffentlichung von «Die Beschneidung» in Israel ging auf eine Ungarin zurück, die seit 1957 dort lebte und die mein Buch einfach übersetzte und einen kleinen Kibbuz-Verlag gefunden hat, der es dann verlegte. Es gab dann einen Empfang beim Schriftstellerverband,

einige Zeitungen berichteten darüber. Die Auflage lag zwischen 2.000 und 3.000 Exemplaren. Für so ein kleines Land konnte ich damit zufrieden sein.

Sie haben einen Blick von außen auf Ihr Heimatland Ungarn. Von außen sieht man manchmal klarer als von innen, erkennt die Konturen besser. Wie nehmen Sie die Entwicklung Ungarns in den letzten 20 Jahren wahr?

Ungarn ist für mich etwas wichtiges, weil ich auf Ungarisch denke und träume. Es gibt nichts in der Welt, was bei mir so den Blutdruck erhöhen kann wie Ungarn. Natürlich, jede Ungerechtigkeit empört mich und jede Dummheit löst bei mir Spott aus, aber bei Ungarn bin ich empfindlicher. Vielleicht weil ich Ungarn sehr lange kenne und weil ich weiß, was in dieser Gesellschaft steckt, welche Möglichkeiten, welche Gefahren. Und ich kenne auch die Geschichte dieses Landes und deshalb verstehe ich etwas mehr von diesem Land als von anderen. Ungarn ist eine Demokratie. Aber es gibt Demokratien von unterschiedlicher Qualität. Leider ist es eine ziemlich miese Demokratie, die zu wenig soziale Rechte sichert und in der zu viel Demokratiefeindlichkeit möglich ist. Ungarn ist eine Demokratie mit einer autoritären Ausrichtung und einem Hang zum Autoritären. Eine solche starke Mehrheit wie sie die Regierung unter Victor Orbán hat, verleitet auch dazu, die Macht voll auszukosten. Man muss erst einmal lernen, damit verantwortungsvoll umzugehen. Das wird sich hoffentlich einpendeln. Orbán erscheint heute als Hoffnungsträger. Er könnte auch in der Tat einiges umsetzen, aber ich glaube, er ist auch ein gewöhnlicher ungarischer Politiker. Und das bedeutet, dass er sich freuen kann, wenn er ungefähr 30 Prozent seiner Vorhaben verwirklichen kann. Er muss einige Schlappen erleiden. Daraus wird er vielleicht lernen.

Wie stark ist Ungarn von Antisemitismus geprägt?

Der osteuropäische Antisemitismus ist auch in Ungarn ein Phänomen, das mit der Verunsicherung der Gesellschaft zu tun hat. Selbst in Ländern, in denen es praktisch keine Juden mehr gibt, blüht der Antisemitismus. In den 60er, 70er und 80er Jahren gab es auch Antisemitismus. Das kann man nicht leugnen. Aber die Tendenz, dass er jetzt auch im Alltag und in den kulturellen Reaktionen sichtbar ist, ist neu. Auch die Brutalität, mit der er zur Schau getragen wird, in einer Sprache, die von einem primitiven Hass diktiert wird. Da ist etwas in der Gesellschaft kaputt.

Hat denn Ungarn sein Potential in den letzten 20 Jahren in geistiger und wirtschaftlicher Hinsicht ausgeschöpft? Hat die Öffnung 1989 an Entwicklung das gebracht, was Sie sich erhofft hatten?

Es gibt ein Paradox, das vielleicht nicht nur für Ungarn sondern für viele ehemalige Ostblockländer zutrifft, aber die Ungarn haben daraus fast eine Kultur gemacht. Sie scheinen unter der Demokratie mehr zu leiden als unter der Diktatur. Bereits während der späten Phase der Diktatur war diese etwas lauwarm geworden und man hatte sich bereits auf Konsum und soziale Sicherheit hin orientiert. Nun wurde der Konsum tausendfach größer, die soziale Sicherheit aber ist viel geringer geworden. Die Leute leiden an unserer Demokratie, zumindest jenseits der politischen Dimension. Die Generation, die noch etwas von diesem

realen Sozialismus hatte, findet größtenteils ihren Platz in der neuen Zeit nicht. Und die Jugend findet ihren Platz aus anderen Gründen nicht. Das spürt man in Ungarn. Die Ungarn beschwerten sich gerne. In den Jahren der sogenannten «weichen Diktatur», in den 70er und 80er Jahren, beschwerten sie sich aber auch. Immer sprach man von Preiserhöhungen, es war wie ein politisches Wetterthema. In der Tat stieg der Preisindex vom 100 im Jahr 1970 auf 181 im Jahre 1983. Heute denkt man an die Zeit nostalgisch zurück. Nun, das Zeitgefühl ist uns abhanden gekommen. Man weiß nicht mehr, was schlechter und was wirklich besser war. Es handelt sich um eine regelrechte Neurose.

Welche Parallelen sehen Sie, wenn Sie den Umgang der Ungarn mit der Geschichte als ehemals sozialistisches Land mit dem der Ostdeutschen vergleichen?

Die Ostdeutschen haben etwas erlebt, was die Ungarn so nicht erlebt haben: Dieses Gefühl des Verschlucktwerdens: «Wir sind von einem stärkeren Land verschluckt worden, was ebenfalls Deutschland heißt.» Dieses Problem kennt niemand in Ungarn. Das Problem ist, dass die Leute, die den realen Sozialismus in irgendeiner Form miterlebt haben – und sei es als Oppositionelle –, eine Geschichte haben. Und diese Geschichte gehört ihnen. Doch die Geschichte der DDR gehört nicht mehr der ehemaligen DDR-Bevölkerung. Das ist gesamtdeutsche Geschichte geworden. Sie haben etwas von ihrer Identität verloren. Da sind Verlustängste. Materiell, rein ökonomisch haben die neuen Bundesländer einiges bekommen, was wir in Ungarn nicht haben, sie sind in ein soziales Netz gefallen. Sie sind 14 Jahre früher EU-Mitglied geworden als die Ungarn, ihre Beschwerden sind im Vergleich zu den polnischen und ungarischen eher psychosomatisch, was aber nicht heißt, dass sie keine Bedeutung haben. Sie erleben manchmal die enorme Tragweite der Veränderungen auch als Leid. Das ist aber nicht dasselbe wie in Polen, wo die Leute plötzlich vor den Suppenküchen für Arme anstanden oder die Verelendung der frühen 90er Jahre in Ungarn oder in Rumänien. Die Ungarn waren seit den 70er Jahren ein bisschen verwöhnt. Es gab ein Mindestmaß an Konsum, es gab auch Armut, aber nicht diese bittere. Und kleine, winzige Freiheiten. An diese Freiheiten sind sie gewöhnt, die große Freiheit ist aber ein Vakuum.

In Ihrem Roman «Balaton-Brigade» erzählen Sie aus der Ich-Perspektive eines Stasi-Offiziers. Was hat Sie dazu bewogen, diese Position einzunehmen?

1979 wurde ich als persona non grata wegen meiner Kontakte zur DDR-Opposition und kritischen Autoren dann aus der DDR rausgeschmissen. Ich hatte eine persönliche Beziehung mit der Stasi, wurde ziemlich dicht beobachtet und habe dann später viele Akten über mich gelesen und habe dann in diesen Dokumenten auch einen Hinweis auf die Balaton-Brigade, die ein historisches Faktum war, gefunden. Sie war als „Beobachtungsbrigade“ 1963 am Balaton installiert. Sie sollte die ostwestdeutschen Beziehungen observieren. Und ich habe mir gedacht, dass das mit Abstand interessanter ist als alles, was ich über mich selbst aus den Akten erfahren hatte. Ich dachte mir: Die haben sich um mich gekümmert, also kümmere ich mich jetzt um sie. Ich habe zwar einen moralischen Standpunkt, aber ich will nicht urteilen und niemanden denunzieren. Deswegen ist es am sichersten, wenn ich in der Ich-Form schreibe und in die Rolle dieses Stasi-Mannes schlüpfe. Es war eine Herausforderung für mich als Schriftsteller.

Ihr neuestes Buch ist eine Biographie Michail Gorbatschows. Was haben Sie über sein Verhältnis zu den Juden, zu Jüdischem oder zu Israel herausgefunden? Spielte das für ihn eine Rolle?

Ja, das tat es. Ich kenne sehr viele Erinnerungen von Menschen, die ihn kannten und die ihn sehr gut beschrieben. Gorbatschow war – nach kommunistischer Auffassung – ein Internationalist. Das bedeutete, dass er kein großrussischer Chauvinist war und dass er auch kein Antisemit war. Das kann man nicht von allen sowjetischen Führern – auch seiner Generation – sagen. Er agierte somit in einem Umfeld, wo Antisemitismus durchaus virulent war. 1988 gab es eine Sitzung des Politbüros, in der es um die jüdische Auswanderung ging. Gorbatschow war dabei einerseits der Meinung, dass Auswanderung ein Menschenrecht sei, andererseits wollte er als sowjetischer Staatschef die Juden in der Sowjetunion halten. Er hatte auch, zumindest anfangs, die jüdische intellektuelle Elite hinter sich. Aber später, als die Situation immer schwieriger wurde, und auch rechtsnationalistische Gruppen im Rahmen der Gorbatschow'schen Perestroika frei agieren durften, haben die Juden begonnen, Angst davor zu haben, dass diese Demokratisierung für sie mit Antisemitismus und Problemen einhergehen könnte. Gorbatschow hat man dann aus jüdischer Perspektive nicht mehr als Garant für Stabilität gesehen und die jüdische intellektuelle Elite – wirklich wichtige Köpfe wie Politologen und Ökonomen – wechselte nach und nach in das Lager von Boris Jelzin über, weil dieser mehr Sicherheit versprach. Das war 1990. Dann gab es noch einen zweiten Punkt zwischen Gorbatschow und den Juden: Es wurde immer wieder von ihm gefordert, gegen Antisemitismus Stellung zu nehmen. In diesem Zusammenhang muss man wissen, dass die Juden in der Sowjetunion als Nationalität galten; es gab einen Eintrag an der fünften Stelle im Pass. Gorbatschow war aber der Meinung, dass, wenn er die Juden in Schutz nimmt, dann die Kasachen, die Kalmücken, die Georgier und so weiter kommen und dasselbe für sich fordern würden. Im Spätherbst 1991 wurde das Denkmal von Babij Jar eingeweiht und Gorbatschow sollte hinreisen. Er hatte damals schon so gut wie keine Macht mehr. Seine Berater drängten ihn zu dem Besuch, aber es ist nicht dazu gekommen, was er sehr bereut hat, denn der israelische Staatspräsident war dort. Gorbatschow war instinktiv gegen jeden Antisemitismus, aber er handelte in der Begriffswelt eines sowjetischen Staatsmannes, für den die Juden eine der Nationalitäten des Landes unter vielen waren.

Schreiben Sie die Manuskripte ihrer Bücher auf Deutsch oder Ungarisch?

Historische Bücher schreibe ich auf Deutsch, Romane und Erzählungen auf Ungarisch. Dann übersetze ich sie ins Deutsche. Ich kann keine Fiktion auf Deutsch schreiben.

Sie arbeiten als Schriftsteller und Sie arbeiten als Historiker: Was sind die Unterschiede, was die Gemeinsamkeiten bei der Arbeit? Ihre Romane sind ja immer auch historische Romane. Was gibt den Ausschlag, einen Roman oder ein Sachbuch zu schreiben?

Es ist etwas vereinfachend zu sagen, ein historisches Buch zu schreiben bedeutet, über ein vorgegebenes Thema das zu schreiben, was ich als Wahrheit erkenne. Das ist auch keine leichte Aufgabe, aber es ist viel schwieriger einen Roman zu schreiben, weil das wiederum bedeutet, etwas zu erfinden, was die Wahrheit ist oder wie die Wahrheit wirkt. Dafür benötigt man mehr Phantasie. Themen wie Gorbatschow, da muss ich alles kritisch lesen, ich muss versuchen zu verstehen, was er meinte. Das ist Analyse. Und ein Roman ist Synthese.

Mit welcher Methode kommen Sie der Wahrheit näher?

Mit Bauernschläue. Die Wahrheit über ein vorgegebenes Thema zu finden, bedeutet, ich muss meine Erfahrungen damit vergleichen, was ich zu lesen bekomme. Ich lebte im Ostblock, ich kannte die Sowjetunion sehr gut. Deswegen weiß ich, welche doppelten Bedeutungen ein Satz haben kann. Wie man hinter den Propagandafloskeln die wahrscheinliche Wahrheit findet. Ich beschreibe zum Beispiel in dem Gorbatschow-Buch, wie er sich im Juli 1986 auf einer Sitzung des Politbüros vom Ostblock praktisch verabschiedet hat. Was haben wir davon geahnt? Ich habe diese Version nicht für unmöglich gehalten. Hätten wir aber 1986 geahnt, dass unsere kommunistische Partei in Ungarn keine Unterstützung aus der Sowjetunion mehr haben wird? Aber ich bin sehr skeptisch. Ich glaube auch, dass die westliche Politik ähnlich ist, dass wir eine Menge nicht wissen. Der Unterschied zur Sowjetunion ist zwar schon, dass wir ein Vielfaches an Wissen haben, aber trotzdem: Wichtige Dinge wissen wir nicht.

Informationen werden durch Zeitungen verbreitet. Sie sind Mitherausgeber der Wochenzeitung «Der Freitag». Haben Sie noch Einfluss auf die Zeitung, nachdem diese von Jakob Augstein übernommen wurde?

Bedingt. Das sind gute Kollegen. Ich kann einiges vorschlagen und werde angehört. Mein Beweggrund für die Übernahme der Funktion als Mitherausgeber war, dass ich fand, dass Osteuropa in der Zeitung präsenter sein sollte. Denn ich habe das Gefühl, dass wir allmählich in Vergessenheit geraten sind – mit Ausnahme skandalöser Entwicklungen in Ungarn, wie etwa das neue Mediengesetz. Dafür wollte ich mich beim «Freitag» einsetzen und hatte damit auch Erfolg. Insgesamt ist «Freitag» seit der Übernahme moderner geworden.

*Das Gespräch führten
Martin Jehle und Moritz Reininghaus*



<http://www.j-zeit.de/>

Der Autor

GYÖRGY DALOS, geboren am 23. September 1943 in Budapest. Sein Vater starb 1945 an den Folgen des Arbeitslagers und Dalos verbrachte seine Kindheit in Waisenhäusern und bei seiner Großmutter. Von 1962 bis 1967 studierte Dalos in Moskau Geschichte und arbeitete anschließend als Museologe in Budapest. 1964 erschien sein erster Gedichtband. Wegen «maoistischer Umtriebe» wurde Dalos 1968 zu sieben Monaten Haft verurteilt. Die Strafe wurde allerdings zur Bewährung ausgesetzt. Nachdem er mit einem Berufs-Publikationsverbot belegt wurde, war Dalos als Übersetzer tätig. 1977 gehörte er zu den Mitbegründern der demokratischen Oppositionsbewegung in Ungarn. 1984 war er Gast eines Berliner Künstlerprogramms und wurde Mitarbeiter der Forschungsstelle Osteuropa der Universität Bremen. 1988/89 gehörte er zur Redaktion der ostdeutschen Untergrundzeitschrift «Ostkreuz». Seit 1987 lebte er als freier Publizist in Wien und war Mitarbeiter bei Rundfunksendern und Tageszeitungen. Heute lebt er als freier Autor in Berlin und ist Mitherausgeber der Wochenzeitung «Freitag». 2010 wurde er mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ausgezeichnet. Dalos tritt nicht nur als Autor von Romanen und Erzählungen wie «Die Beschneidung» (1990) und «Der Gottsucher» (1999) oder «Die Balaton-Brigade» (2006), sondern auch als Historiker in Erscheinung. So betrachtete er in jüngster Zeit in «Der Vorhang geht auf» (2009) zunächst das Ende der Diktaturen in Osteuropa, um nun in seinem jüngsten Buch «Gorbatschow. Mensch und Macht» eine viel beachtete Biographie des letzten sowjetischen Staatschefs vorzulegen.

.....

Moritz Reininghaus ist Historiker und Journalist; seit 2006 ist er Redakteur der Jüdischen Zeitung; zuvor war er freier Mitarbeiter am Moses Mendelssohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien und Projektmitarbeiter am Institut für Germanistik/Jüdische Studien an der Universität Potsdam.

Martin Jehle, geb. 1982 in Berlin, Jurist, gelegentliche journalistische Tätigkeit.

.....



Kennen Sie schon die tagesaktuellen Ausgaben von COMPASS-Infodienst?

COMPASS liefert täglich Links zu top-aktuellen Beiträgen aus den Themenbereichen:

*Nahost/Israel, Gedenken und Erinnern, Antisemitismus, Rechtsradikalismus,
Christlich-jüdischer und interreligiöser Dialog, jüdische Welt.
Ergänzt von Rezensionen und Fernseh-Tipps!*

Jetzt 5 Ausgaben kostenfrei und unverbindlich !

Bestellen Sie jetzt Ihr Probe-Abo:

abo@compass-infodienst.de